

Lichtkind

Dr.phil Leonard Galley

ZUM GELEIT: Im Herbst Neunzehnhundertvierundzwanzig meinte unser Superintendent Rohde zu meiner Mutter, die ihm Arbeiten von mir vorgelegt hatte, ich sei ein Dichter, und zwar ein wirklicher Dichter, aber in die Rolle eines Propheten hätte ich mich nur hineingedichtet. Nun bitte ich den Leser, sich zu fragen, ob der Herr Recht hatte, und falls ja, ob es dann nicht viel erfreulicher gewesen wäre, wenn unser Volk mir geholfen hätte, mein Gedicht eines christlichen Deutschlands zu verwirklichen, statt den Schauer-Roman des Herrn aus Braunau zu verwirklichen.

LICHTKIND

Eine beinahe ganz wahre Reitergeschichte für große und kleinere Kinder und solche, die es werden wollen.

vom Herbst 1924

Anmerkung: Wo sich heute der Maschsee bei Hannover dehnt, war einst eine große Wiese, vom Eisenbahndamm durchschnitten. Im Herbst nach der Heuernte wurde sie freigegeben, und dann fanden darauf die Kämpfe zwischen den Stadtjappern und den Gartenkosacken statt. Das waren die Jungens der Altstadt und die Jungens des Stadtteiles um die Gartenkirche. Und im Winter wurde die Masch überlassen und war dann auch schon so eine Art Maschsee, auf dem man Schlittschuhlaufen konnte, was ganz anders organisiert war als heutzutage. Das Rudolf-von-Bennigsen-Ufer war noch Straße, ging aber nur bis zum Altenbekener Damm, der noch ein richtiger Eisenbahndamm, aber schon ohne Schienen war. Am Ende der Straße waren die Eiswerke, große dunkelgraue Holzschuppen, wo das im Winter zur Gefährdung der Schlittschuhläufer hinter dem Bahndamm geerntete Eis für den Sommer aufbewahrt wurde. Aus jener Zeit stammt unsere Geschichte:

Plötzlich ertönte Pferdegetrappel. Solches, wie es nur von Reitpferden sein konnte. So etwas regt mich immer furchtbar auf. Ich habe nämlich als deutscher Reitersmann Kurland mit erobert, mit einem rot- und gelben Fähnlein an der Lanze. Aber schon lange vorher und nachher habe ich mehr Geld in die Reitbahn getragen, als es eigentlich „den Verhältnissen entsprach“, und — manchen Atemzug durchsonnter Luft habe ich eingesogen beim Galopp über herbstliche Stoppelfelder. .

Als es nun hinter mir trappelte, guckte ich mich natürlich um, und dachte: „Macht der Gewohnheit“. So etwas hatte ich aber noch nicht gesehen. Reitpferde waren es schon; und das eine, ein Brauner, trug auch einen Reiter, einen Bedienten offenbar, in einer einfachen,

aber geschmackvollen Dienstkleidung. Aber das andere?! Es trug nur einen Sattel mit hochgezogenen Steigbügeln, aber keinen Reiter, noch nicht einmal ein Zaumzeug. Wie ein folgsamer Hund lief es dem Reitknecht voraus oder hintennach.

Was war das für ein Tier! Schon als es noch vor dem Museum war, leuchtete mir seine Farbe entgegen, ganz golden. So ein Falbe mit einem Stich zum Fuchs hin war es, so recht wie geschaffen, um das Sonnenlicht wiederzustrahlen. Schon von weitem flog ihm mein Herz entgegen um seiner leuchtenden Farbe willen.

Ich musste es erwarten, an der Ecke, wo es auf den Reitweg der Rudolf-von-Bennigsen-Straße (jetzt als Autoparkplatz gepflastert) einbiegen würde. Da würde es dann zu den Eiswerken traben, dann den alten Bahndamm, die Alte Döhrener Straße (die dazumalen einen reitbaren Sommerweg hatte) und endlich zur Eilenriede. So war ich doch auch öfter geritten. Da hatte mir noch ein Bismarckschüler die Mütze aufgehoben, die mir beim Galopp ein Ast vom Kopfe gestreift hatte.

Oder sollte das Pferd gar in die Masch gehen, mitten in die Masch? Da hatte ich einmal als Junge einen Reiter gesehen, in der Ferne, und mir fast die Augen aus dem Kopfe geguckt und mich jeden lieben Tag wieder nach ihm umgeschaut: Ich hätte ihn doch zu gerne einmal von nahem gesehen, wie er so frei über die Wiesen dahinflog. Aber er kam nie wieder. — Ich selber war nie über die Masch geritten, denn für ein geliehenes Pferd ist einem vor Maulwurfslöchern doppelt angst, und eben meiner Vorsicht verdankte ich es doch, dass ich allein ausreiten durfte. Nein, das war Ehrensache. Sollte nun vielleicht wirklich dieses Lichtwesen in Pferdegestalt sich auf der Masch austoben wie ein Hund, der ins Freie kommt? Das müsste erst ein Bild werden! Wenn Ihr noch nie übermütig springende spielende Pferde gesehen habt, könnt Ihr Euch gar nicht denken, wie schön das aussieht.

Als nun das Pferd näherkam, schlug doch mein Herz so stark, dass ich es deutlich merkte, obgleich ich doch mit allen Sinnen bei dem Tiere war. Was für ein Tier! Nicht so ein nervöses, aufgeregtes Rennpferd. Kräftig und ebenmäßig gebaut, fast wie ein Wildpferd gestaltet, bloß größer — recht groß sogar. Etwa wie ein großer Ostpreuße; mit einem langen, goldhaarigen Schwanze. Und dabei Augen! Ich habe doch schon so viele Pferde gesehen. Ich kann doch an keinem Wagen vorbeigehen, ohne wenigstens den Pferden ins Auge zu schauen. Aber so schöne, seelenvolle Augen habe ich noch nicht gesehen. Lag da nicht etwas wie Trauer auf dem Gesicht, ganz leicht angedeutet?

Gleich hatte ich ein warmes Gefühl des Mitleides mit dem schönen Tier. Unwillkürlich setzte ich mich in Bewegung und streckte ihm beide Hände entgegen. „Macht der Gewohnheit“, dachte ich, als ich bemerkte. Als anständiger Mensch stellt man sich nämlich vor, wenn man jemandes Bekanntschaft wünscht. Bei Hunden, Katzen oder Pferden hat die Vorstellung immer die gleiche Form: man hält ruhig die Hand zum Beriechen hin.

Aber wie konnte ich mich denn nur vorstellen? Wenn ich die Verschiedenheit unserer sozialen Stellung bedachte! Jener Hengst sicher ein Leibpferd eines ganz großen Herrn, und ich ein armes stellenloses Wurm, dessen ganzer Glanz verinflatiert war! Und was mussten die Leute denken, zum Beispiel der Stallknecht? An all das dachte ich aber nicht. Ich weiß auch nicht mehr, ob ich dem Lichtgeschöpf entgegenlief, ging oder tanzte. Ich wunderte mich nicht einmal, dass es mir auch entgegenkam und der Vorstellung nicht auswich, sondern sogar dazu stehenblieb. Was war natürlicher, als dass ich ihm sein feines, seidenglänzendes Haar streichelte, erst am Halse, dann an den Beinen, und da mich niemand störte, merkte ich kaum, wie ich um das Pferd herumging, ihm die Kruppe und die mächtigen Schenkel streichelte und ihm schließlich einen Huf hob und mit einem Stöckchen den Schmutz herauskratzte.

Dass so etwas einem Freude machen kann? Oh, ich habe als Soldat öfter Pferde geputzt, die andere Leute nicht putzen konnten. Das mitfühlende Betasten schöner Formen ist doch eine Freude, die ganz einzigartig ist, besonders wenn man merkt, dass das betastete Wesen sich auch freut.

Wer glaubt es, dass ich einmal stundenlang eine Schweineherde gekratzt und gelaust habe, nur, weil sich die Schweine darüber so freuten?! Und doch ist das wirklich wahr. Die Schweine bissen sich sogar darum, wer mir am nächsten sein durfte, und ich hatte alle Hände voll zu tun, um wenigstens einige Gerechtigkeit walten zu lassen. Wie viel schöner ist es aber erst, ein schönes Pferd zu putzen und zu streicheln! Schließlich fiel ich ihm richtig um den Hals, und mir traten die Tränen in die Augen, und einen alten Vers meiner Sehnsucht sang ich ihm leise ins Ohr:

Ach, wärest für mein Leben du
mein Kampfgenoß und Lustspiel!
Uraltes Leid fänd' endlich Ruh,
und tiefstes Sehnen wär' am Ziel

Herrgott, aber die Leute! Aber der Stallknecht! Die müssen mich doch für verrückt halten, dachte ich plötzlich, wurde ganz rot, guckte mich um und stammelte: „Entschuldigen Sie“, als ich den Stallknecht ganz ruhig und freundlich lächelnd halten sah. „Können Sie reiten?“ fragte er. „Reiten kann jemand, der sechs Jahre lang jeden Tag sechs Stunden immer auf anderen Pferden gesessen hat, wenn er Talent hat. Dann ist ihm jede Bewegung in Fleisch und Blut übergegangen, und er braucht nie mehr nachzudenken, was er tun soll. Das hat Herr Kenner in Berlin gesagt, und das ist richtig“, sagte ich. „Ich kann nicht reiten.“ „Wie wissen Sie denn, dass das richtig ist?“, sagte er und lachte. „Ja, ich war nämlich Dragoner, und so eine kleine Ahnung habe ich auch davon“, „Nun, wenn Sie Zeit und Lust haben, können Sie ja einmal versuchen, aufzusitzen. Aber seien Sie vorsichtig. Wenn Sie merken, dass er nicht will, versuchen Sie es erst gar nicht.“ .

Ich war sprachlos. Ich starrte den Reitknecht an, und dann das Tier, und da blieb mein Blick wie zweifelnd an dem unaufgezäumten Kopfe hängen. „Ja, sein Herr hat ihn immer ohne Zaum geritten, und wenn er nicht will, kann ihn auch niemand mit Zaum bändigen.“

Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Mir war, als balle sich übermächtig die ganze Kraft meiner Sehnsucht aus so vielen langen Jahren in mir zusammen, so dass ich am ganzen Leibe zitterte. Ich verbarg mein Gesicht in der Mähne, deren Duft ich einsog und nicht mit allen Wohlgerüchen Arabiens hätte vertauschen mögen. Denn als moderner Mensch schämt man sich doch nun einmal, starke Gefühle zu zeigen. Schließlich fragte ich leise: „Willst du mich tragen, du Lichtkind?“ Ein leises Lachwiehern war die Antwort, wie ich, schon als freudige Begrüßung kannte, und was mir nun fast wie ein dumpfes „Jaaa“ klang. „Lichtkind heißt er wirklich“, sagte der Stallmann.

Plötzlich raffte ich mich zusammen, zog langsam die Steigbügel herunter, maß die Länge am Arm und dachte: „Macht der Gewohnheit“. Als ich dann den linken Fuß in den Bügel setzen wollte, und noch dachte: „Wenn das man gut geht! Du bist doch ganz schwach und zittrig vor Aufregung, und dann dies hohe Pferd?“, da knickte es hinten zusammen, als ob es sich setzen wollte, so dass das Aufsteigen eine Kleinigkeit war. Behutsam, doch nicht langsam kam ich hinauf; und mir war, als wäre ich ein alter Heide, der in das Allerheiligste seines Tempels tritt. Eine Weile saß ich ganz ruhig, und mir war zum Beten zu Sinne.

„Sehen Sie erst einmal zu, wie es wird. Ich warte hier“, sagte der Reitknecht. — Mit einigen Schritten war das Tier über die Böschung hinab in die Masch gestiegen, ging dann ein Weilchen Schritt, dann trabte es an. Ich versuchte deutschen und leichten Trab und freute mich der weichen, wiegenden und doch kraftvoll fördernden Bewegungen des Tieres. Dann galoppierte es an und flog über die Wiesen und Gräben, ach, mir war, als hätte ich alle Schwere verloren. Sicher muss es noch schöner ausgesehen haben als damals der Reiter in meiner Kinderzeit.

Wir machten einen großen Bogen und waren bald wieder bei dem wartenden Stallburschen angelangt. Hatte das Pferd es so gewollt oder ich? Ich wusste es nicht. Gedacht hatte ich es so. Ich hatte es aber wohl gar nicht zu wollen brauchen, denn auf unmerkliche Schenkel- und Gewichtshilfen, wie es in der Reitersprache heißt, ging das Tier so, wie ich es dachte. Und die Hände hatte ich dabei ganz frei, dass ich damit hätte klatschen können vor Vergnügen, wie ein Kentaur. — Solche Freude und Lust ist kaum zu beschreiben. Ist auch nicht nötig, denn alle Jungens wissen es von selbst, auch wenn sie es noch nie richtig erlebt haben. Mir war es auch so gegangen. Ich hatte die Wirklichkeit ganz richtig vorausgeahnt.

Ich muss nun wohl geglüht und geleuchtet haben, als ich zurückkam. „Sie haben gewonnen!“ rief mir der Stallknecht zu, schon von weitem. Ja, gewiss hatte ich gewonnen! Ich hätte doch jetzt ruhig absteigen können, um niemals wieder zu reiten! Hatte ich nicht eben geholfen, dem Pferd geholfen, die ewige Idee des Reitens zu verwirklichen, wie sie der

Schöpfer gedacht haben müsste? Konnte ich da noch mehr erhoffen? War da noch eine Steigerung möglich? Nein! — Wenn ich auch niemals wieder ein Pferd besteigen würde, so wollte ich doch froh sein bis an das Ende meiner Tage.

Aber das Pferd! Könnte ich das denn einem Anderen gönnen? Ja — aber doch nur Einem, den ich aus ganzem Herzen lieben und achten müsste. So einer musste doch auch der Besitzer sein. Wie hätte er sonst ein Pferd zu solchem Gehorsam ohne Zwang erziehen können?! „Wem gehört denn das Pferd?“, rief ich dem Stallmann zurück. „Jetzt Ihnen!“, war die Antwort.

„Was sagen Sie?“, rief ich. Ich wurde wütend. Sollte der Mann sein Spiel mit mir treiben? Saß ich nicht auf einem Überpferde und hatte von ihm die Ehre erfahren, getragen zu werden?! Brauchte ich mir da wohl noch Spott gefallen zu lassen?! „Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wer der Eigentümer des Pferdes ist, nach den Begriffen des Bürgerlichen Gesetzbuches der rechtmäßige Eigentümer!“ Ich sagte es viel lauter als nötig. „Eben Sie selber!“ sagte der Mann. Mir wurde es ganz wirr im Kopfe. „Ja, ehe Sie darauf saßen, gehörte es niemandem. Denn sein Herr weilt seit einiger Zeit nicht mehr unter den Lebenden. Kennen Sie Haringa, das Buch, Fall Friedrich Haringa?“ Mir war, als verlöre die Sonne ihren Schein. „Unser Herr muss sehr stolz gewesen sein, sehr stolz. Gemerkt habe ich es nie. Er hat bestimmt, dass das Pferd dem gehören soll, dem es folgen würde wie ihm selber, und das sind Sie, wie Sie sehen.“ „Menschenskind! Sie. ..“ Ich wollte etwas von der Entfesselung des Vulkans meiner Seele sagen, aber da fiel mein Blick auf sein trauriges Gesicht, und der traurige Blick des Pferdes fiel mir wieder ein. „Entschuldigen Sie“, sagte ich leise. „aber zugleich diese Freude und dieser Schmerz! Das ist doch alles so unwahrscheinlich; das kann doch ein normaler Mensch nicht auf Anhieb glauben. Ich hatte mich, schon von Herzen auf Ihren Herrn gefreut, und nun — heute will ich nur noch Schritt reiten, durch die Sonne, nur noch Schritte.“

Plötzlich umklammerte ich den Hals des Pferdes, aber nun von oben, so dass ich fast aussah wie ein Sonntagsreiter, der sich gegen das Herunterfallen wehrt. Ich musste schluchzen. Ich schämte mich furchtbar vor den Zuschauern, deren Zahl immer mehr gewachsen war, aber ich konnte es nicht ändern. Wieder ergriff mich die ganze heiße Sehnsucht meines Herzens nach allem Großen und Schönen und Heiligen aus all den Jahren. Meine Lippen stammelten: „Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ — Fast erschrak ich darüber. Hatte auf diese Worte nicht schon jemand Anrecht? musste sich da der rechtmäßige Eigentümer nicht zur Wehr setzen? — Aber da hätte ich denn doch fast über mich selbst gelacht. War ich denn abergläubisch geworden? Doch überall, wo Liebe ist, die recht bis an den Seelengrund reicht, da lebt doch auch ein unausgesprochenes Treuegelöbnis zum Lichte, dessen Herr Er ist, zu Ihm. Was braucht es Ihn in den Gedanken und Sinnen, wenn Er im Herzen lebt!

Ich richtete mich langsam wieder auf. „Ich werde Ihren alten Herrn betrauern als meinen besten Freund“, sagte ich. „Wer ein Wesen so zur Vollendung lenken kann, der ist mein bester Freund, und wenn ich ihn nie sehen werde.“

Nun war mir, als ob ich zerspringen müsste. Zu viel Freude, zu viel der Trauer und der Verpflichtung! Aber nochmals sentimental werden!? Ich blickte ruhig um mich: Der Menschaufmarsch glich doch fast einer Versammlung unter freiem Himmel. Aller Blicke ruhten auf mir, fragend, auch wohl neidisch, was mich schmerzte. Die meisten hatten doch nur den Schluß des Vorganges gesehen und sicher nicht verstanden. War ich ihnen nicht Rechenschaft schuldig? Sollte ich mich denn noch weiter der üblichen Blödigkeit und Steifheit unterwerfen? Nein, das wollte ich gewiss nicht, nie wieder. Nun wollte ich aus Blödigkeit oder Angst nie mehr schweigen, wenn das Herz sagen würde, dass geredet werden sollte. Wozu denn auch Angst, selbst, wenn es gefährlich würde? — Nichts konnte doch die große Freude ungeschehen machen, die mein Herz erfüllte!

Wieder ohne mein bewusstes Zutun wandte sich das Pferd mit mir gegen die Hauptmenge der Zuschauer.

„Liebe Freunde“, begann ich, „Sie sind soeben Zeugen eines durchaus ungewöhnlichen Ereignisses geworden. Stellen Sie sich bitte mein Erleben vor: Seit meiner frühesten Kindheit habe ich mich nach einem eigenen Pferde gesehnt. Ich habe sogar schon vor Jahren einen eigenen Vers gemacht an das Pferd meiner Sehnsucht.“ Und ich sang den Vers noch einmal, nun laut, so gut es ging. „Sehen Sie, und nun komme ich hier entlang gegangen als gewöhnlicher Mitteleuropäer, der nie ein Pferd besessen hat, noch hofft, je eines zu besitzen, und wie ein Blitz aus heiterem Himmel wird mir hier auf offener Straße dieses Wunderpferd geschenkt! Vielmehr nein, geerbt habe ich es. Aber doch nicht so, wie man nach den Begriffen des Bürgerlichen Gesetzbuches meistens erbt. Oder noch besser, ich habe es mir erworben. Aber doch nicht so, wie man nach den Begriffen des Bürgerlichen \ Gesetzbuches meistens erwirbt. Ich habe es nicht des Namens oder Blutes wegen geerbt, nicht durch Geld oder Tausch erworben. Der Vorbesitzer des Pferdes hatte vielmehr ein solches Testament gemacht, dass ich dies Pferd durch die Kraft meiner Liebe gewinnen musste. Freilich hat geholfen, dass ich Übung hatte im Reiten. Aber die stammt doch zuletzt auch von der Liebe her. Es stammt überhaupt alles zuletzt von der Liebe her! Und wie groß meine Liebe zum Reiten war, das können Sie daran ermessen, dass ich als Jüngling ein Vierteljahr lang jeden Tag eine Stunde Reitsitz und Knieschluß übte auf einem leeren Lorbeerbaumkübel, der auf einem Bierfassbock lag, in der dunklen Kellerecke natürlich, denn sehen sollte es niemand. Und dass ich das tat ganz ohne Hoffnung, auf die leere Möglichkeit hin, vielleicht doch noch einmal im Leben auf ein Pferd zu kommen, wenn auch nur für Stunden! Denken Sie sich einmal, Sie hätten sich ein solches Pferd mit aller Kraft der Seele gewünscht, und nun würden Sie damit überrascht — würden Sie denn da nicht verrückt vor Freude?!

Und so ergeht es mir. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll! Mir ist so, dass ich immer nur beten möchte. Leider weiß ich kein anderes Wort als eben Beten. Die meisten Menschen von heute wissen nicht, was Beten ist. Aber ich kann Ihnen versichern, dass richtiges Beten weder töricht noch unmännlich ist. Es ist nur unmodern. Aber was unmodern ist, ist noch lange nicht falsch oder schlecht. Aber das kann ich so schnell nicht erklären. Denken Sie nicht, ich sei ein verkappter Pfaffe. Oh nein, ich bin Naturwissenschaftler, und ich bin stolz darauf. Naturwissenschaftliche Bildung, ein rechtes Wissen und ein geschulter Verstand, steht dem Manne gut an wie ein scharfes Schwert — ach, was habe ich da nun wieder gesagt! Ich bin nämlich Pazifist; das heißt, ich war mit Leib und Seele Kriegsfreiwilliger und habe meine Gesinnung nicht geändert. Aber das kann ich auch so schnell nicht erklären. Jedenfalls sage ich nichts, was ich nicht als ganz moderner gut unterrichteter Naturwissenschaftler verantworten könnte. Mir ist nun recht von Herzen zum Beten zumute.

Man soll mich aber doch nicht so neidisch ansehen. Das tut mir wehe. Mancher von Ihnen ist wohl Fabrikarbeiter, ist vielleicht jetzt arbeitslos. Ich weiß, was das heißt. Ich habe auch einmal in einer Fabrik gearbeitet. Ich brauchte nur eine bestimmte Zeit durchzuhalten, ich wusste, dass ich wieder hinaus konnte. Da war ich vierzehn Tage in einer Kernmacherei. Durch die Tür kamen die Dünste der Eisengießerei. Hier stanken, mit Verlaub zu sagen, die Ölkernöfen. Überall schmierte Graphit herum. Die Sonne konnte durch die verdreckten Scheiben in der Decke kaum mehr hereindringen. Und in der großen kahlen, grauen, unverputzten Mauerwand war oben, ganz oben ein klein winziges offenes Fensterchen, durch das ein paar grüne Zweige hereinschauten. Mit wie viel Sehnsucht habe ich in den vierzehn Tagen nach dem sonnigen Fensterchen geschaut! Und das waren doch nur vierzehn Tage! Da war einer, ein Bauernsohn aus Thüringen, der war erst frisch dahin gekommen und sollte da bleiben, weil sein älterer Bruder den Hof bekam. Niemals vergesse ich das traurige Gesicht dieses Mannes. Und dann, und dann, wenn die Konjunktur schlecht ist, monatelang auf der Straße sitzen, monatelang sich nicht satt essen können! Ich habe mich auch einmal einen Monat lang nicht satt essen können. Wer weiß denn überhaupt, was Leben ist, der so etwas noch nie verspürt hat! Und wenn nun so einer alles mit Hass ansieht, was reitet oder Auto — fährt, ist das verwunderlich?

Wenn ich auch jetzt das Geld dazu hätte, möchte ich mir doch kein Reitpferd kaufen, wo es anderen so , schlecht geht. Und wenn ich das dann wirklich nicht aushalten könnte, dann müsste ich aber auch wirkliche Opfer bringen und Zirkusreiter werden. Den beneidet und haßt doch niemand. Für den ist es ja Beruf. Ja, und wenn man alles das weiß und sieht, was ich weiß und sehe, so darf man doch nicht Zirkusreiter werden! So muss man doch alles tun, damit es besser wird! Nur, es gibt Grenzen des Möglichen, aber sie sind nicht erreicht. Das, was ein heiliger, guter Wille bei allen aus der Menschheit machen könnte, ist bei weitem nicht erreicht. Wer das aber weiß, muss doch für seinen Teil dazu beitragen, dass es besser

werde, wenn er nicht seine Seele in Gefahr bringen will. Und was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Auch dieses verstehen und glauben viele nicht mehr. Das ist doch ganz unbegreiflich! Unser aller Leben ist ein Jagen nach Glück, nach Befriedigung. Und da gibt es zweierlei: Annehmlichkeit und Freude. Annehmlichkeit ist flüchtig und oberflächlich und hat meist einen bitteren Nachgeschmack, manchmal sogar Gefahren, Freude geht in die Tiefe und erfasst den ganzen Menschen und hat Heilkraft. Jeder, der sich einmal im Leben wirklich gefreut hat, würde für etwas Freude alle Annehmlichkeit gerne opfern. Und die Seele ist gerade der Sitz der Freude. Eine kranke Seele kann sich nicht freuen. Ist nicht der Spruch des Heilandes so sonnenklar, so selbstverständlich, dass man gar nicht begreift, wie man ihn vergessen kann?!

Und so hätte ich mir denn jetzt kein Pferd gekauft und wäre wohl auch kein Zirkusreiter geworden. Aber mit diesem Pferde, das ist nun ganz etwas anderes. Das habe ich um meiner Liebe willen bekommen. Da habe ich nun trotz allem ein Recht, zu reiten. Für mein Tier will ich eintreten wie für meinen Augapfel und will freiwillig nie und nimmer davon lassen.

Aber nun will ich auch alles tun, um meiner unermesslichen Freude würdig zu sein. Wenn mich das Geschick vor meinen Brüdern so unverdient bevorzugt hat, so ist das doch eine Schuld, die ich abtragen muss. So will ich niemals mehr ängstlich oder feige sein und für das Wahre, Gute und Schöne eintreten, wo und wie ich es immer nur kann. Zum Zeichen dessen will ich gleich heute mich melden, um mit meinem schönen Tiere beim nächsten Verfassungstage die schwarzrotgoldene Fahne zu tragen!“

Aber da stockte ich. „Theater, Theater will ich sehen, Theater!“ So klang in mir die ungeduldige Stimme meines Unteroffiziers von damals wie ein Hohn aus der Unterwelt. „Macht der Gewohnheit“, dachte ich zuerst. Aber wollte ich da nicht wirklich Theater mitmachen? War denn das wohl eines rechten Menschen würdig? Leo Tolstoi hätte das sicher nicht erlaubt. Aber der? War er nicht manchmal nur so ein Affe des Heilandes, wie Ibsens Brandt, zu dem die Vorsehung gesagt hat: „So stirb! Die Welt bedarf nicht Deiner!“, so ein Alles-oder-nichts-Mann? Nein, der einzige Russe, der etwas zu sagen hat, ist Alioscha Feodorowitsch Karamasoff, und der hätte es mir gewiss erlaubt. Und auch Meister Guntram von Augsburg hätte wohl gesagt: „Nur zu — wenn Du mir erlaubst, dass ich unterdessen Holz hacke!“ Und das hätte ich ihm wirklich gerne erlaubt.

Tja, aber was hatte ich denn da gemacht? Ich hatte ja Farbe bekannt. War denn das nicht furchtbar unklug? „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!“ klang es in mir. Wenn nun mein Amtsvorgänger im Reiten des Überpferdes eine schöne Schwester hätte und die wäre nun deutschnational und könnte Schwarz-rot-gold nicht leiden? Und die hätte ich nun vielleicht zur Frau bekommen können, und weil ich jetzt gesagt habe, dass ich die schwarzrotgoldene Fahne tragen will, wird das nun nichts?! Und ich will doch einmal .

Professor werden, und die sind doch auch zumeist Rechtser und wollen sicher keinen Professor, der am Verfassungstage mit der schwarzrotgoldenen Fahne reitet. Dann wird das auch nichts. Hätte ich nicht noch warten können, ein, zwei, zehn Jahre vielleicht? /

Und dann kannte ich doch wen, der geschrieben hatte: „Wir sollen mit unseren Worten die Menschen zur Wahrheit führen. Bekenntnisse aber zu Schlagworten, wie ehrlich sie auch gemeint sein mögen, tun zumeist das Gegenteil und sind also bei Lichte betrachtet Lügen!“ Und ich — hatte das doch getan! Und ich hatte Partei genommen. War ich denn Parteimann? Keine Partei gefällt mir doch restlos. Jede Partei hat doch ihr Gutes! War ich nicht im Grunde ein wenig deutschnational und kommunistisch, ein wenig völkisch und volksparteilich, ein wenig sozialistisch und anarchistisch und demokratisch dazu? Und war ich nicht Monarchist und Republikaner in einem?

Aber doch mehr Republikaner, ja! Aber es kommt doch nur darauf an, dass ganze, lebendige Menschen die Führung haben, Menschen, die das Herz auf dem richtigen Fleck haben, und nicht übertünchte Gräber. Alles andere ist doch Nebensache. Alle Paragraphen und Gesetze, alle Mittelchen und Zaubersprüche um die rechten Leute an die rechten Plätze zu bringen, sind doch Versuche mit untauglichen Mitteln. Wie Scherze im Kasperletheater muten sie an, wie sie auch heißen mögen. Wert bekommen sie erst in der Hand lebendiger Menschen, und die fehlen ja gerade. „Bekennen, bekennen!“ tönte es in mir, „und ohne Falsch wie die Tauben!“

Nein, wenn mich denn die schöne Reiterin nicht wollte, sollte sie nur bleiben, wo sie war. Ich wünschte ihr alles Gute.

Aber wovon sollte ich denn mit dem Pferde leben? Nun, wir beiden gäben doch in jedem Zirkus eine Glanznummer. Warum denn nicht? Zum Schreiben und Reden würde schon noch Zeit bleiben, und außerdem ist man doch kein geistiges Kaninchen, das immerzu Junge kriegt. Was wollte ich denn überhaupt?!

Der warme Duft des Pferdes unter mir stieg mir in die Nase. Jede seiner Bewegungen, jeden seiner Atemzüge fühlte ich mit meinem ganzen Leibe. Wie unüberwindliche Siegeszuversicht durchzog es meine Seele, und mir schwante etwas vom „Jahrhundert-in-die-Schranken-Fordern“.

„Nicht deutschnational! So ein herrliches Pferd, und sein Reiter nicht deutschnational!“ Ganz traurig hatte das ein schöner alter Mann gesagt. „Doch, lieber guter alter Herr“, sagte ich schnell und fest. „Ich bin eben doch deutschnational, allein ich bin nicht nur deutschnational. Das ist es eben. Haben Sie doch Vertrauen, mein Lieber! Das ist doch das Leiden, dass wir Deutschen so wenig Vertrauen haben und alles, was etwas anders scheint, gleich verachten. Aber gleich wie alle Kreatur auf Erden lebt von der Kraft der Mutter Sonne, so kann doch auch keine Partei oder Meinung leben und mächtig sein, ohne ein

Stück von der Kraft der Wahrheit in sich aufzunehmen. Und das, was Sie sehen, mein Lieber, ist doch gewiss nicht falsch. Nur meine ich, es ist nicht genug. Es gibt noch andere Dinge, mit denen zusammen Ihre Wahrheit ein anderes Gesicht bekommt. Im Tiefsten, im eigentlichen Wollen, werden wir schon ganz einig sein. Da sind sich überhaupt alle anständigen Menschen aller Zeiten und Zonen, aller Klassen und Rassen einig, und unsere Unterschiede im Äußeren sollen uns erscheinen wie Variationen über die gleiche Grundmelodie, die das Leben reicher und schöner machen.“ „Aber die Judenfahne!“ sagte der alte Herr, ungetröstet. „Judenknecht!“ schrie ein grüner Lausejunge. .

Nun wurde ich munter. Recht stramm und stolz saß ich, wie zur Parade: „Schwarzrotgold hat in Wappenform viele Jahrhunderte über dem Reiche geschwebt. Zwei Menschenalter lang haben die Besten unseres Landes unter diesen Farben gekämpft, geblutet und gelitten für Deutschlands Einheit und Freiheit. Wenn sich wirklich die Juden in diese Farben verliebt haben sollten und sie uns wiedergebracht haben sollten, so kann ich ihnen für ihren guten Geschmack nur ‚Sehr gut‘ ins Zeugnis setzen. Dass es manche ungezogene Juden gibt, die man leicht satt bekommt, besonders aus Polen, das ist wahr. Aber es gibt auch viele ungezogene Europäer, wie ich eben erst wieder gesehen habe. Habt Ihr denn nun versucht, die Juden zu erziehen? So tut doch das erst einmal, und fangt vor allem bei Euch selber an. Habt Ihr Euch selbst erzogen, und sind die Juden dann immer noch ein gefährlicher Fremdkörper, dann wollen wir uns über die Angelegenheit einmal wieder sprechen. Zunächst sehe ich bei Euch nur die unpraktische und verständnislose Anwendung von Theorien, die bislang nur zu einer interessanten Sonntagsnachmittagsunterhaltung zu gebrauchen sind. Über das alles könnte ich sehr gründlich Auskunft geben. Ich habe nämlich auch einmal in Euren Reihen gestanden, aber ich habe zugelernt. Und ich hoffe, dass Ihr auch zulernen werdet, wenigstens Eure Besten, und auf die kommt es an. Wenn Ihr schon an Organisationswut leidet, so gründet doch lieber eine Clique zur Bekämpfung des Cliquenunwesens. Dann seid Ihr wenigstens gerecht und dient obendrein der Volksbelustigung, und das ist doch auch etwas wert. Ich werde selbst doch nun vielleicht Zirkusreiter!“

Nun hatte ich genug geredet. Ich wollte nicht sehen, was die Leute machten und schloss die Augen. Die warme Sonne fühlte ich auf dem Gesicht brennen, und durch meine Seele zog mein altes Reiterliedchen:

Lasst uns in ferne blauen Weiten,
das Herze froh geöffnet im Gesang,
auf uns'ren muntern Rossen reiten,
den sonnigen Weg entlang.

Oh Herrgott, lass es uns gelingen,
dass wir den Ritt durch Deine schöne Welt
gesund und ohne Fall vollbringen,

dass die Sonn' unser Herz erhellt!

Nun wollte ich weiterreiten. Aber das Pferd schien noch nicht zu wollen. Merkwürdig, wie still es war. Da stimmte doch irgendetwas nicht? So machte ich die Augen wieder auf und guckte der lieben Sonne gerade ins Gesicht. — Aber die schien durch mein kleines Dachfensterlein. Und ich saß gar nicht auf dem Hengst Lichtkind, sondern lag in meinem Bette.

Also nur ein Traum. Nur ein Traum? Ja, aber ein wunderschöner Traum. Wirklich nur ein Traum?

Nun ist es doch schon manche Stunde her, und ich bin immer noch so fröhlich, als hätte ich den Hengst Lichtkind wirklich geschenkt bekommen, nein, geerbt, nein, erworben, und als sollte er nun ganz und für alle Ewigkeit zu mir gehören. Ist denn das nun alles, alles nicht wahr, weil es doch nur ein Traum war?

Doch ist beinahe alles wahr. Sogar alles Wichtige und manches Unwichtige ist wahr. Ich habe doch wirklich die Schweine gelaust, und auf dem Lorbeerbaumkübel geritten und Kurland mit erobert. Und von meiner Volksrede brauche ich doch auch nichts zurückzunehmen. Nur den Hengst Lichtkind habe ich nicht wirklich leibhaftig geschenkt bekommen. Aber wie ich ihn bekam, so hätte es doch wirklich sein können, und deshalb ist es doch richtig, wenn es auch nicht wahr ist.

Aber kann es denn den Hengst Lichtkind überhaupt geben? Jetzt vielleicht nicht, aber doch beinahe. Und wirklich geben wird es ihn in tausend oder zehntausend Jahren, oder auch auf anderen Welten, die durch unermessliche Zeiten und Räume von uns getrennt sind.

Wenn Ihr mir aber helft, ihn recht von Herzen lieb zu haben, dann gibt es ihn viel viel eher. Dann erleben wir es vielleicht noch. Denn die Liebe hat wirklich solche Gewalt. Wollt Ihr es nicht glauben? Ich kann es Euch so schnell nicht erklären, aber ich sage es Euch als moderner Naturwissenschaftler, der stolz darauf ist, etwas Rechtes gelernt zu haben.

Und sein Herr wird dann wohl nicht ein so trauriges Geschick haben wie Friedrich Haringa, der freiwillig in den Tod ging, weil er kein richtiger Mann mehr war.

Um aber ganz ehrlich zu sein, will ich Euch verraten, dass ich fast die letzte Seite noch einmal hätte schreiben müssen, weil beinahe wirkliche Tränen darauf gefallen wären.

Nachwort aus dem Jahre 1924:

Zwar ist „Lichtkind“ wirklich im Bette entstanden, _ und als ich fertig war, schien die Sonne wirklich durchs Dachfensterlein in mein Gesicht, aber ein eigentlicher Traum war es nicht ... Das alles habe ich der Kunst zuliebe gelogen. Der wissenschaft zuliebe kann ich mich nicht verabschieden, ohne das richtig zu stellen.

Nachwort aus dem Jahre 1965:

Kurz nach dem Schreiben dieser Erzählung habe ich _ eine Gesinnungswandlung erfahren, die sich unter anderem darin bekundet, dass ich nun einen Schimmel wünschte und auch bekam, und dass nun auch der Sinnbildgehalt der Fahne mich zum Zweifeln brachte. Ich hätte die Farben Gold-Weiß-Rot nun vorgezogen. Allerdings, der Vergangenheit und der Gegenwart entspricht es mehr, dass Schwarz oben ist. Gold-Weiß-Rot würde einem * — wirklichen Gesinnungswandel entsprechen, einem SichLösen aus der Macht der Finsternis.

Trotzdem scheint mir die Erzählung nicht unwesentlich. .